Morgen-Ausgabe.

„Berliner Tageblatt“ erscheint täglich zweimal mit Ausnahme des Sonntags, an welchem es nur in einer Morgenausgabe, und des Montags, an dem es nur in einer Abendausgabe ausgegeben wird. Man abonnirt außerhalb Berlin's bei allen Postanstalten des deutschen Reiches, Oesterreich-Ungarns, der Schweiz, Belgiens, der Niederlande (Holland), Rußlands, Dänemarks, Schwedens und Norwegens und der Donaufürstenthümer in Berlin bei der Expedition Jerusalemerstr. 48/49; Filiale Friedrichstadt: Friedrichstr. 66; Filiale Königstadt: Königstr. 55; Filiale Louisenstadt: Prinzenstr. 41; bei allen Zeitungsspediteuren und Stadtpostämtern.
Chef-Redakteur: Arthur Levysohn in Berlin.

Abonnements-Preis auf das „Berliner Tageblatt“ nebst dem illustr. Wochenblatt „ULK“, der „Deutschen Lesehalle“ und den „Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau u. Hauswirthschaft“ beträgt vierteljährlich 5 M. 25 Pf., monatlich 1 M. 75 Pf. (für Berlin incl. Botenlohn, bei separater Zustellung des Abendblatt 25 Pf. Extra-Gebührgebühr pro Monat); für das Ausland direct pr. Kreuzband 13 M. pro Quartal. — Inserate à Zeile 50 Pf. (Berliner „Stadt-Anzeiger“ 30 Pf.) werden in der Expedition Jerusalemerstr. 48/49, sowie deren Filialen: Friedrichstr. 66, Königstr. 55, Prinzenstr. 41 angenommen.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Berliner Tageblatt.

Nr. 517. **Berlin, Dienstag, den 4. November 1884.** **XIII. Jahrgang.**

Die Zoll-Union zwischen Deutschland und Oesterreich.

Der Plan einer engeren handelspolitischen Verbindung Deutschlands mit dem österreichisch-ungarischen Nachbarstaate ist schon vor Jahren Gegenstand vielfacher Erörterungen gewesen; heute ist derselbe wiederum aufgetaucht. Auf der jüngsten Generalversammlung des Vereins für Sozialpolitik in Frankfurt wurde die Frage einer Zollunion mit Oesterreich gestreift, und dort hat dieselbe von verschiedenen Seiten Befürwortung gefunden. Im ungarischen Reichstage hat der Abgeordnete v. Baußnern, welcher seit jeher ein eifriger Vertheidiger der handelspolitischen Verschmelzung der betreffenden Staaten gewesen ist, die Sache zur Sprache gebracht, und vor wenigen Tagen erst hat Dr. Otto Arendt in der zu Wien erscheinenden „Deutschen Wochenschrift“, einem Blatte, das sich die Förderung der Beziehungen Oesterreichs mit Deutschland zur Aufgabe gemacht hat, eine Lanze für dieselbe gebrochen.

Alle diese Erörterungen können aber kaum mehr als eine akademische Bedeutung für sich in Anspruch nehmen. Denn was die praktische Durchführbarkeit des Projektes anbetrifft, so haben die Hindernisse, die derselben entgegenstehen, in den letzten Jahren sich nicht vermindert, sondern man darf getrost sagen, sich vermehrt. Die schutzzöllnerischen Tendenzen in beiden Reichen haben eine Verstärkung erfahren und in der betreffenden Gesetzgebung spricht sich das deutlich genug aus. Die Zollschranken, welche zwischen den beiden Ländern aufgerichtet waren, sind noch erhöht worden, und hüben wie drüben machen sich immerfort Bestrebungen zu der noch weiteren Ausgestaltung der Zollpolitik im schutzzöllnerischen Sinne geltend. Eine vollständige Aufhebung des handelspolitischen Gegensatzes zwischen Deutschland und Oesterreich, ja, nur eine beträchtliche Milderung desselben würde den Kampf der verschiedenen Interessen von Neuem wachrufen, und es dürften sich dadurch bald so unübersteigliche Hindernisse zeigen, daß man wohl oder übel von denselben Abstand nehmen müßte.

Dazu kommt noch ein Anderes. Eine derartige Zoll-Union müßte auch das Königreich Ungarn mit umfassen. Nun sind aber die gegenseitigen zollpolitischen Verhältnisse der beiden Glieder unseres nachbarlichen Doppelreiches keineswegs in einer Weise geregelt, daß sie als Basis einer Vereinbarung mit Deutschland dienen könnten. Der wirthschaftliche Ausgleich zwischen den Ländern diesseits und jenseits der Leitha ist eine Frage, welche den Politikern der betreffenden Staaten noch immer großes Kopfzerbrechen macht. Und wenn für die beiden Theile eines Reiches, welche durch so viele Interessen mit einander verbunden sind, die richtige Formel für eine Verständigung auf handelspolitischem Gebiete noch nicht gefunden worden ist, um wie viel schwieriger wird es sein, eine solche auf dem Wege einer internationalen Vereinbarung für zwei Staaten zu finden, die sich bei weitem fremder gegenüberstehen.

Selbst den Schutzzöllnern in beiden Ländern, wenigstens einem großen Theile derselben, würde sicherlich eine solche Zollunion nicht erwünscht sein. Eine Gruppe der deutschen Industriellen, die nach vielen Richtungen hin eine größere Konkurrenzfähigkeit als ihre österreichischen Kollegen besitzt, würde eine Ausdehnung des Marktes für ihre Erzeugnisse, die ihnen ja durch eine Zollunion mit Oesterreich-Ungarn gegeben wäre, mit Freuden begrüßen, während die österreichischen Fabrikanten sich auf dem Gebiete, auf welchem sie durch die bestehende Zollgesetzgebung im Vortheil waren, sich zurückgedrängt sehen und schon deshalb dem Projekte sich widersetzen würden. Derartige Erwägungen haben schon einmal den Plan einer Zollunion zu Nichte gemacht. Im Jahre 1842 waren Unterhandlungen zwischen Belgien und Frankreich zum Zwecke einer engen handelspolitischen Verbindung angeknüpft und die Grundzüge einer solchen bereits aufgestellt worden. Die Sache scheiterte aber an dem heftigen Widerstande der französischen Industriellen, die sich auf ihrem eigensten Absatzgebiete durch die Zulassung der belgischen Fabrikanten unter gleichen Bedingungen schwer geschädigt glaubten.

Was den deutschen Industriellen wahrscheinlich recht wäre, würde den deutschen Agrariern nicht als billig erscheinen. Die Folge einer Zollunion Deutschlands mit Oesterreich-Ungarn würde die ungehinderte Einfuhr des ungarischen Getreides bei uns sein. Das müßte natürlich die Interessen der Agrarier verletzen, die ja in dem ungarischen Landwirthe einen ihrer Hauptkonkurrenten erblicken. Das Bestreben der ersteren geht ja dahin, durch Getreidezölle, die in immer größerer Höhe gefordert werden, den fremdländischen Wettbewerb fernzuhalten.

Aus diesen Ausführungen kann man schon ersehen, welch ein Widerstreit von sich kreuzenden Interessen bei der Inangriffnahme einer Zollunion sich erheben würde. Eine Einigung zwischen diesen herbeizuführen, dürfte wohl für die übersehbare Zukunft ein Ding der Unmöglichkeit sein.

Noch nach einer anderen Richtung hin erheben sich Schwierigkeiten. Eine Zollunion setzt für die vertragschließenden Staaten eine Konformität gewisser finanzieller Verhältnisse voraus. Wir erinnern nur daran, daß Oesterreich unter Anderm das Tabakmonopol besitzt. Bei einer so engen handelspolitischen Verbindung, wie sie ein Zollbündniß in sich schließt, ist eine grundsätzlich verschiedene Regelung derartiger Verhältnisse nicht möglich. Es müßte deshalb bei uns oder in Oesterreich eine fundamentale Umgestaltung nach der genannten Richtung hin sich vollziehen. Möglich bliebe es immerhin, daß im Laufe der Zeit einmal irgend ein Offiziosus uns das Tabakmonopol durch den Hinweis auf die dadurch erleichterte Möglichkeit eines Zollbündnisses mit Oesterreich schmackhafter zu machen suchte.

Unsere internationalen Vereinbarungen auf handelspolitischem Gebiete stehen ebenfalls einer Zollunion mit Oesterreich entgegen. So hat z. B. Frankreich bei uns das Recht der meistbegünstigten Nation. Würden nun die österreichischen Importe zollfrei über unsere Grenzen gehen, so müßten wir dasselbe auch den französischen Einfuhren gestatten. Unsere ganze Zollgesetzgebung würde durch die Zollunion eine Verschiebung erhalten, deren Konsequenzen gar nicht zu überblicken sind.

Der Sache des Freihandels würde ein Zollbündniß mit Oesterreich, wie man es im Sinne hat, ganz und gar nicht dienen. Denn es handelt sich dabei nicht um freihändlerische Zwecke, sondern darum, ein möglichst großes Wirthschaftsgebiet durch hohe Zollschranken abzuschließen, um einer gewissen Klasse von schutzzöllnerischen Industriellen Vortheile durch Vergrößerung ihres inländischen Marktes zu sichern. Auf die politischen Motive, welche man für eine solche Vereinbarung angeführt hat, wollen wir nicht eingehen. Das gute politische Einvernehmen zwischen den betreffenden Staaten wird sich besser erhalten, wenn man die beiderseitigen wirthschaftlichen Interessen nicht mit einander verquickt, da es sehr schwierig, wenn nicht geradezu unmöglich erscheint, den Punkt zu finden, von dem aus eine gerechte Ausgleichung stattfinden kann.

Politische Tagesübersicht.

Aus dem diplomatischen Schubfach.

* Unter der Ueberschrift „Die Welfen und das Reich“ eröffnet die „Nordd. Allg. Ztg.“ heute eine Reihe von Mittheilungen, welche Briefe des letzten Königs von Hannover enthalten. Sie leitet dieselben mit folgender Bemerkung ein:

> Nachdem der Herzog von Cumberland seine Absicht, das Hauptquartier der welfischen Politik in Braunschweig aufzuschlagen, öffentlich kundgegeben hat, dürfte es von Interesse sein, die Briefe, in welchen der König Georg i. J. die Wege und Ziele dieser Politik dargelegt hat, sowie einige in gleicher Richtung charakteristische Berichte seiner Agenten weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Der Herzog von Cumberland hat sich in dem von uns neulich publizirten Schreiben vom Juli 1878, in welchem er Sr. Majestät dem Kaiser den Tod seines Vaters anzeigt, vollständig auf den Standpunkt des Königs Georg gestellt, so daß der Inhalt dieser Schriftstücke auch für ihn gilt.

Etwas wesentlich Neues enthalten die heute mitgetheilten Briefe freilich nicht, und von sonderlichem Interesse sind sie auch gerade nicht. Hoffentlich kommt das noch. Für Jeden, dem die Welt der Wirklichkeit nicht ein Buch mit sieben Siegeln ist, hat es etwas überaus Trauriges, diesen Fürsten in seiner Selbstsucht und Verblendung so ganz aller deutschen Gesinnung entfremdet zu sehen, daß er, wie freilich längst bekannt,

---

Zum Guten.*)

Eine Geschichte aus Südtirol

[84. Fortsetzung.] von

Hans Hopfen.

Er wollte vielleicht noch mehr sagen, aber hinter dem Thürbrett entlud jetzt seines Onkels Wirthschafterin eine solche Fülle von Grobheiten, daß jede Hoffnung, das Haus des Gantiolers werde sich in dessen Abwesenheit ihm noch einmal gastlich aufthun, verschwand. Aufmerksam horchte der Bursche den befremdlichen Wuthausbrüchen der unsichtbar gewordenen Jungfer Magdalene. Mit der Versicherung, er könnte bis an den jüngsten Tag warten, bis sie ihm öffnete, verstummte die keifende Stimme.

„Ja, was sagst da?“ sprach Ander zu sich selbst, schüttelte langsam den Kopf, während er die Stufen vor der Schwelle niederstieg, und wußte nicht, was er nun thun sollte.

Er war wie aus dem Himmel gefallen. Er begriff schlechterdings nicht, was die Häuserin und ihr Zorn wollte. Er kannte sie, so lang er auf der Welt war, und sie hatte dem Neffen ihres Bauern immer ein freundliches Angesicht und eine hilfreiche Hand gezeigt.

„Ja, was sagst da!“ wiederholte er, indem er im Hofe hin und her und dann ums Wohnhaus herumging und endlich gegen die Ställe schritt, die beiden Hände noch immer in den Taschen seiner Zwilchhose, die Nelke, die ihm vorhin beim ersten Schreck vom Ohr auf die Stufen gefallen war, zwischen den Zähnen.

Er meinte noch immer, die Häuserin müsse zur Besinnung kommen, oder es müsse ihm irgend Jemand aus der Wirthschaft begegnen, um ihm dies Räthsel zu lösen oder wenigstens den Grund anzugeben, über welchen die Zelger plötzlich ihren sonst so wackeren Verstand verloren habe.

Er fand nur den hinkenden Mucki, der weit hinterm Hause die Räder an einem Leiterwagen schmierte. Das war ein Knecht, der auch schon viele Jahre auf dem Gantiolerhofe diente. Er konnte seines leiblichen Gebrechens wegen nicht so viel leisten wie ein anderer mit graden Gliedern. Aber er machte sich nützlich, so gut er's vermochte, und war dem Bauern treu ergeben, der ihn trotz seines geringeren Wesens früh aufgenommen hatte, weil er in der Nachbarschaft geboren und von ihm über die Taufe gehalten worden war.

Ander fühlte sich weniger zu diesem, als zu den beiden anderen Knechten hingezogen, die er kannte. Die waren viel lustiger, besonders Gallus! Der wußte eine Menge Lieder auswendig und verstand auf der Schwegelpfeife zu spielen. Aber der Gallus war, wie er nun hörte, noch auf dem Felde und der grobe Hannes auch.

Na, da fragte denn Ander den hinkenden Mucki, was mit der Häuserin heute los sei.

Der Knecht sah, ohne die Hände von der Arbeit fortzuheben, durch die wirren Haare, die ihm beim Bücken über die Stirn gefallen waren, den verblüfften Burschen an und sagte nach einigem Besinnen: „Ich weiß nichts. Ich hab' auch just nichts gemerkt ... es müßte denn das sein, daß sie ihrem Geschwisterkind neulich ein paar Ohrfeigen gegeben hat.“

„Der Philomen?“

„Ja derselbigen! Die hat nachher auch gesagt, sie wüßt' nit warum und weßwegen. Sie ist drüben im Stall beim Vieh und melkt die Küh'! Da kannst sie selber fragen. Vielleicht weiß sie heute besser Bescheid, als neulich.“

Der Hinkende schraubte mit einem Ruck die Winde höher, ließ das Wagenrad unter seinen schwarzen Fingern sich drehen und schmierte dann an der glänzenden Achse weiter.

„Ich danke der Auskunft, und behüt' Dich Gott!“ sagte Ander.

„Behüt' Gott!“ rief der Knecht dem Fortschreitenden nach, der es eilig zu haben schien, über die Gemüthsstimmung der Magdalene Zelger in's Klare zu kommen.

Ander blieb zwischen Thür und Angel vor dem Kuhstall stehen, reckte den Kopf um's Brett und fragte: „Darf man herein zu Dir?“

Philomen duckte, um nach der Thüre zu sehen, den Kopf tief unter den Bauch der Kuh, deren Euter sie nicht loslassen wollte, und sagte lachend: „Warum sollst denn nicht in Stall herein dürfen?“

„Ja, ich weiß nicht,“ erwiderte Ander, während er sachte das Brett hinter sich anlehnte. „Aber es weht heute so eine eigene Luft auf dem Gantiolerhof, daß sie mir schier die Rede verschlägt.“

„Geh weiter, Du bist mir schon so ein Furchtsamer, Du!“ spöttelte Philomen, ohne von dem Eimer aufzusehen, der sich rasch mit schäumiger Milch füllte.

„Ein Furchtsamer?“ sprach Ander. „Nicht just alle Tag'. Aber heut' ist mir wirklich schwül zu Muth.“

Philomen, die seine Reden nur für Scherzworte hielt und ihre Aufmerksamkeit zwischen dem Burschen und ihrer Kuh ungleich theilte, meinte, daß er eben vom Wetter geredet habe. Darum entgegnete sie: „Ja, recht schwül war's heute. Der Juli ist heiß. Magst vielleicht eine Milch trinken?“

„Milch?“ sagte der Bursch, der nun im Stall mit dem Rücken an der Wand lehnte. „Warum das nicht! Das heißt, wenn ich eine kriege.“

„Was redest denn so daher? Warum sollst Du, das Gotelkind vom Bauern, nicht einen Weidling Milch kriegen, wenn Du Durst hast?“ Philomen mußte lachen.

Andreas erwiderte: „Na, wie ich vor einer Viertelstund von der Häuserin einen Schluck Wein begehrt hab, hat sie mir die Thür vor der Nase zugeworfen, und geschimpft hat sie wie ein Rohrspatz und, vor dem jüngsten Tag, hat sie gesagt, sollt' ich nicht

*) Allen neu hinzutretenden Abonnenten wird der bereits veröffentlichte Theil des Romans gegen Einsendung der Abonnements-Quittung gratis und franco nachgeliefert.